



Umso empfindlicher verspüren das die Aerzte und umso mehr klagen sie; der größte Theil, vielleicht 80 Procent von ihnen, sind unzufrieden und verdroffen über diese auf die Dauer nicht aufrecht zu haltenden Zustände.

Aerzte muß es geben und wird es immer geben müssen, sowohl solche, die die Krankheiten verhüten, als auch solche, die sie behandeln. Hier gleicht der Arzt dem Soldaten, dem Berufs Soldaten, der für den Krieg gehalten wird, aber auch im Frieden ernährt werden muß, nur mit dem Unterschiede, daß der Arzt notwendiger ist als der Soldat, weil es Krankheiten immer geben wird, unabhängig vom menschlichen Willen, während die Kriege durch Verstand, Cultur und ersten Willen verhütet werden könnten. Der Krieg der Aerzte ist die Epidemie. Aerzte müssen für den Fall der Epidemien herangebildet und — erhalten werden.

Die Weise, wie sich die Aerzte ihren Unterhalt bisher schaffen mußten, dürfte kaum länger möglich sein.

Es ist eine unleugbare Thatsache, daß es dem Gros der Aerzte schlecht, ja sehr schlecht geht; nur hat man sich eben bisher genirt, dies der Oeffentlichkeit mitzutheilen. Es ist geradezu erschreckend, wie viele Aerzte sich nothdürftig durch's Leben „durchpumpen, durchschnorren und durchhungern“ müssen, wenn sie nicht etwa besondere Vorsicht bei der Wahl ihrer Eltern und Schwiegereltern an den Tag gelegt haben und von diesen erhalten werden. Das einzige Einkommen, das die Aerzte haben und das sie aus der Behandlung Kranker ziehen, wird ihnen auf allen Seiten geschnälert oder entzogen.

Alles was den Schutz des Publicums im Auge hat, namentlich die Bethätigung der öffentlichen Wohlthätigkeit, treibt die Aerzte dem Glende in die Arme. Die Associationen für Krankenversicherung (Krankencassen, Krankenvereine), die Ambulatorien und Polikliniken, die Rettungstationen, Heilstätten und so fort, anfangs allerdings nur für die Armen und wirtschaftlich schwachen Arbeiter bestimmt, späterhin aber auf immer weitere Kreise übergreifend, verursachen als natürliche Folge eine Abnahme der privatärztlichen Arbeit und somit eine Abnahme der ärztlichen Einnahmen und in vielen Fällen Noth. In Wien z. B. haben im Jahre 1898 nicht weniger als 34.7 Percent der Bevölkerung die unentgeltliche Hilfe der Spitäler und Ambulatorien in Anspruch genommen, und waren 30.0 Percent in den obligatorischen Krankencassen versichert, denselben Cassen, die rechnungsmäßig ihren Aerzten für eine Ordination höchstens 10.7—19.9 Heller und für einen Besuch höchstens ebensoviele Kreuzer bezahlen!

Speziell bei den Krankencassen kommt noch hinzu, daß durch sie die ärztliche Praxis geradezu monopolisirt wird, indem die Anstellung einzelner, weniger pauschalirter Casseärzte — in Wien sind es ein Achtel von der gesammten Aerzetzahl — eine kleine Gruppe von Aerzten mit schlecht entlohnter Arbeit überhäuft, während die überwiegende Mehrzahl der Nichtcassenärzte von der ärztlichen Bethätigung künstlich ferne gehalten wird, wodurch eine relative Ueberfüllung des ärztlichen Standes und eine Vergrößerung der arbeitslosen ärztlichen Reservearmee hervorgerufen und die ärztliche Privatpraxis nahezu eliminiert wird; dabei darf nicht übersehen werden, daß auch die Familienangehörigen der Krankencassenmitglieder für die Gesamtheit der Aerzte nicht in Betracht kommen, weil ja der obligat versicherte Familienvater im Falle der Erkrankung eines Familienmitgliedes für dessen separat bezahlte Behandlung nahezu immer „seinen“ privilegirten Cassearzt rufen wird, theils um sich ihm für casseärztlich geleistete Dienste erkenntlich zu zeigen, theils um ihn für den Fall der eigenen Erkrankung nachsichtiger und freundlicher zu stimmen.

Der goldene ärztliche Mittelstand stirbt aus. Die Aerzte, die nicht das Glück haben, von ihrem oder ihrer Verwandten Gelde zu leben, sondern vom Ertragnisse ihrer ärztlichen Arbeit zu leben gezwungen sind, theilen sich in zwei verschieden große Gruppen: die einen, die wirklich von ihrem Verdienste leben können, weil sie in den Häusern der Wohlhabenden behandeln, zumeist Specialisten, von einem deutschen Blatte Salonärzte genannt; die anderen, die von der spärlichen Befoldung durch die Krankencassen oder von dem geringen Honorare aus der Privatpraxis des armen Volkes kümmerlich ihr Dasein fristen, die

Proletarierärzte. Sie werden über kurz oder lang die große Truppe des ärztlichen Proletariates bilden, oder wenn wir ehrlich sein wollen, sie bilden bereits das überwiegend vorhandene ärztliche Proletariat.

So liegen die Verhältnisse.

Die genannten Einrichtungen, die das öffentliche Wohl, den Schutz des Publicums bezwecken, zerstören zu wollen, weil sie den Ruin Einzelner — der Aerzte — verursacht haben, wäre ein einseitiges und geradezu lächerliches Verlangen. Man stelle sich nur vor, es wollte Jemand — wenn es überhaupt möglich wäre — die Segnungen der Hygiene aus der Welt schaffen, weil sie den Aerzten schaden. Das wäre doch Wahnsinn.

Wenn sich aber die Gesetzgebung der Resultate der wissenschaftlichen Forschung bemächtigt und sie zu gesetzlichen Bestimmungen verdichtet, wobei sie sich darüber doch ganz klar ist, daß sie das Einkommen des nämlichen Standes, der diese Forschungen angestellt und diese das allgemeine Wohl enorm fördernden Resultate erzielt hat, wesentlich schädigt*), dann muß sich dieselbe Gesetzgebung, beziehungsweise der Staat, auch der Pflicht bewußt werden, den ärztlichen Stand dem Untergange zu entreißen und ihn lebensfähig zu erhalten, d. h. der Staat muß in Rücksicht auf diese Verhältnisse dem Aerztestande gewisse Compensationen gewähren.



Paul Wiegler (Lübeck).

Stéphane Mallarmé.

Die symbolistische Kunstbewegung darf als abgeschlossen gelten; die feinen Talente, die in ihr hervortraten oder sich widerwillig angliederten, haben sich seitdem isolirt. Sie können nur noch als Persönlichkeiten erfaßt werden, auch da, wo sie bei der Absicht der Schule, einen prunkenden Cult der Formen jenseits der Zeit zu begehen, verblieben sind und sich der vertieften Rückkehr in das Leben, die an anderen Stellen unternommen worden ist, entzogen. Damit ist der gegenwärtige Moment ein Moment der Ruhe und des Vergleichens, sowie der damalige dem Vorbereiten und Propagiren bestimmt war. In Frankreich hat das Camille Maclair, gar nicht in der Art „de votre petit Hofmannsthal“ im Sinne des Zukunftspüfers Wahr, sondern als kluger, beharrlicher Essayist gethan. Aber auch in Deutschland bringen die Neuen bis zum heutigen Tage kritische Studien über die heimische Symbolistengeneration, als letzten dieser Beiträge eine Abhandlung des hierdurch — um Nietzsche über Brandes zu citiren — nochmals beschäftigten Psychologen Georg Simmel. Er beschäftigt sich mit Stefan George's feierlichen Strophen und ruft ihn als den Schöpfer einer objectiven, ganz formalen Dichtung mit dem Typus der Unvergänglichkeit an.

Diese Verkündigungen legen es nahe, aufmerksamer als es in der letzten Periode der Production geschehen konnte, den Ursprung einer solchen Kunst zu prüfen, geheime oder halb verdeckte Beziehungen nachzuweisen, die deutsche Gruppe, soweit sie nicht an Rossetti, d'Annunzio und sonstige gemahnt, an der französischen Gruppe zu messen, die früher als jene zum Selbstbewußtsein und zu einheitlicher Arbeit gelangte. In den ausländischen Beiträgen, welche die denkwürdigen „Blätter für die Kunst“ enthielten, stoßen wir auf Namen wie Mallarmé, Verlaine, Jean Moreas, Henri de Régnier, François Vielé-Griffin, Stuart Merrill, Albert Saint-Paul, ein nahezu vollständiges Register der Pariser decadenten Lyrik. Mehrere Gedichte geben dort einen Begriff von ihrer Weise; Stefan

*) Man vergleiche nur die Impfung, bezw. das Impfgesetz, bei dem es sich um Hygiene im weiteren Sinne handelt. Es ist komisch, daß der ganze Haß gegen den Impfwang viel weniger auf den Staat, der das Gesetz erlassen hat, als vielmehr auf die Aerzte abgewälzt wird, denn der Arzt ist es, der das Kind mit der Lymphke imiciren will! Er sorgt auch hier wieder für das öffentliche Wohl auf eigene Kosten. Ueber die Zweckmäßigkeit des Impfens läßt sich nicht streiten, wohl aber darüber, ob der Aerztestand wohl daran thut, so heftig für den Impfwang einzutreten, den Haß der Bevölkerung dafür auf sich zu laden und an Beliebtheit immer mehr einzubüßen. Die thatsächliche Aufhebung des Impfwanges wird den englischen Aerzten ganz gewiß nicht schaden.

George ist einer ihrer besten Kenner. Hier sei, um die Schule zu charakterisieren und Anhaltspunkte für das Verständnis unserer Exklusiven und Raffinirten zu gewinnen, der französische Dichter betrachtet, der den Titel des Meisters trug, der ganz allein in großen, reizvollen Ideen sich ausgesprochen hat und mit dessen Tode, vor kaum mehr als zwei Jahren, der literarische Symbolismus dort auseinandergegangen ist, wie jetzt der deutsche: Stéphane Mallarmé, der dunkle und schlecht Verstandene. Auf ihn ist der ganze Einfluß zu taufen, der die Schulen beider Nationen verbindet.

Sein Werk ist nicht sehr umfassend. Wenige Gedichte, oft in vollendeten Sonnetten, hier und da zu größeren Szenen sich erweiternd, Uebersetzungen, darunter die Nachbildungen des Edgar Allan Poë, kurze Stücke einer mühsam durchgearbeiteten, vertiegnen Prosa, der Rest ästhetische Dinge, literarische Porträts, metrische, musikalische Fragen. Dieses Werk hat Mallarmé zunächst nur einer „ausgewählten Gemeinschaft von Künstlern und Kunstanhängern“ vorgelegt, wie nach ihm unsere Symbolisten thaten. Seine Zugausgaben, die in belgischem Verlag erschienen, gleich den meisten Maeterlinck's und den „Histoires souveraines“ von Villiers de l'Isle-Adam, sind von Kops und Manet illustriert worden. Später kam eine handliche Auswahl, die als hinreichend zu betrachten ist; Whistler zierte sie mit dem ganz französischen Kopf des ihm bekannten Dichters, der, englischer Sprachlehrer von Beruf, stets viele Literaten und Dilettanten um sich versammelte. Unter seinen begabtesten Schülern hat Henry de Régnier, der seitdem älterem Geschmack sich wieder zugeneigt hat, ihm einen Nekrolog der Liebe und des Enthusiasmus geschrieben.

Gewiß ist darin viel der Ueberschätzung, die Secten mit so eigenartigen Zielen nie verlieren werden. Mallarmé ist nicht der Dichter an sich. Seine Psychologie führt zu Neuem und Einzigem, doch auch zu Schulmäßigem, das dessen Banalität oder Unwirklichkeit hat. In einem Viertel sind seine Gedichte Erbschaft Baudelaire's. Sie fallen in seine verachtenden Geberden, in die romantische Theilung zwischen dem genialen, suchbeladenen, einsam bei der Lampe schaffenden Poeten und der „bêtise“ der Menge, ihrem rohen Glücksbegehren, das sie hinstreckt wie Vieh auf der Streu. Solche Erbschaft ist, wenn auch delikater und mit währenderem Geschmack, auf die deutsche Gruppe übertragen worden. Aber Mallarmé ist Künstler. Seine mystische Andacht ist vom Leben weggewandt; sein Traum in präraphaelitischer Art das Diadem, worin er am jenseitigen Himmel auferstehen will. Erstrebende Geigen, weinende Straphim, Gärten der Schwermuth, reine Lilien sind seine Requisiten, in feuschprinkenden Farben, in goldigem Weiß seine Strophen getönt, das leiht ihm eine fast beispiellose Magie. Die Wolken ziehen ihm vorüber wie goldene Galeeren, schöne Schwäne, die auf purpurnen Flüssen schlafen. Seine Visionen überschütten ihn mit weißen Garben dufender Sterne. Unvergeßlich ist die Wirkung von Mallarmé's funkelnder „Herodiade“, dem Preisgesang einer sterilen, grausamen Schönheit, oder vom „Nachmittag eines Faunes“, dessen antikische Etlogestimmung die heiße Sonne durchzittert und voll, süß und schwer macht, wie gährenden Saft der Traube.

Die Urtheile auch verständiger Franzosen, die Mallarmé der Ohnmacht ziehen, ohne das durch den geringen Umfang seiner Production zu begründen, sind vor diesen Wundern, die bei ihm ausblühen, nichtig. Aber es ist werthvoller, das Mißtrauen zu verstehen, das überall, nur bei seinen Jüngern nicht, ihm entgegentrat. Man spürte zu viel literarisches Wollen in seinen Versen und seiner Prosa. Er suchte unablässig, den Symbolismus zur Vollkommenheit eines Meisters zu heben; so zwang er seine Phantasie in literarische Nothwendigkeiten, literarische Uebersetzungen, und machte sie einer kalt stilisirenden Bewußtheit unterthan. Weil seiner Gruppe — den naiven Verlaine abgerechnet — der Uebergang von der Kunst zum Leben befehtigt war, deutete Mallarmé die Kunst zur Künstlichkeit um. Wie der des Effinites in Puyssan's Decadenroman gewöhnte er sich, wider die Natur zu empfinden, „falsche Landschaften“ zu entwerfen, sich als nächstigen Schauspieler zu geben, der vom Sonnenlicht entweicht wird. Er ging über Baudelaire hinaus einer — gemachten — Erotik nach, welche die Schminke schlürft, die

von den Lidern des baudelaireisch fühllosen Weibes trieft, die Anmuth der Stoffe über das menschliche Haar, die melodiose Klarheit edler Steine über das menschliche Auge preist. So fand er das dem Gebräuchlichen verhaßte Wort: „Die neuen Gegenstände mißfallen dir, und du fühlst etwas wie den Drang, sie abzumutzen; dies aber ist schwer für die dem Thum Entfremdeten.“ In seinen gequälten Sonnetten, die mit ihrer willkürlichen, kaum noch französischen Syntax, oft auch durch den in Deutschland imitirten Verzicht auf Interpungierung am Ende einer Literatur stehen, hat seine Liebe zum Künstlichen die Gewalt einer Manie. Aus todtten Decorationen, Purpurdecken, Aischenkrügen, Gobelins, Spiegeln mit sieben Lichtfunken, Seide, Gläsern, Spitzen setzt ihm — wie abgeleidet nachher dem Hofmannsthal'schen Claudio — seine luftlose Welt sich zusammen; in sie hinein trägt er seine dunklen, gewundenen Gefühle. Wenn es an das Unterbewußte rührt, verbleibt es starr und manchmal weihelos; die Möglichkeiten entrinnt ihm, weil er allzu deutlich sie zu erschöpfen bestrebt ist.

So erklärt es sich, daß die Saat des Dichters Mallarmé bisher für die Zeit keine Frucht getragen hat. Sie wurde nur empfangen von seinen Adepten unter den Franzosen, seither auch unter den Deutschen, deren Aufrichtigkeit sie schädigte, während sie ihre Kunst bereicherte, ihre Stilvornehmheit verstärkte. Bedeutungsvoller für die Hypnotisierung des Publicums, das gerade verschwommenen Allgemeinheiten willig lauscht und wie durch Thore erst zum Einzelwerk durch sie fortschreitet, waren die Ideen, seltsamster Hoffnungen voll, die er in Essays, Conferenzen und Gesprächen niederlegte.

Eine Themenüberschrift in den „Blättern für die Kunst“ lautet: Geistige Kunst. Dieses Wort ist für Mallarmé und die Anregungen, die er gab, wesentlich. Irgendwo steht einer seiner Verse, der das Kühle, Durchdachte seines Innenlebens gut bezeichnet:

Car j'installe, par la science,
l'hymne des coeurs spirituels
en l'oeuvre de ma patience,
atlas, herbiers et rituels.

Wer etwa aus Camille Maclair, aus der Würdigung, die des Dichters Schüler Modet zu seinem Gedächtnis verfaßte, das Benehmen der Gruppe kennt, liest mit Ueberraschung, wie gern sie sich auf deutsche Philosophie berief. Bei Gelegenheit grüßt Mallarmé Niemanden anderen als Hegel mit dem liturgischen Namen eines „titane de l'Esprit Humain“. So sehr war jene Generation von dem sinnlichen Leben abgerückt, daß sie in die grane Welt des Gedanklichen sich barg. Die deutschen Symbolisten haben in einer bemerkenswerthen Ironie der Kulturbewegung den Sinnen mehr Treue bewahrt, als man in Frankreich that; dafür gelang es unseren Talenten leichter, sich von der Bundesformel zu befreien. Aber die Poeten der „Blätter für die Kunst“ übernahmen den grundsätzlichen Dualismus Mallarmé's: es sei nötig, die Sprache der Dichtung von der Sprache des Tagesverkehrs, Kunst von Berichterstatterei (reportage) zu sondern, oder wie er in einer Grabschrift für Edgar Allan Poë als großes Ziel forderte: donner un sens plus pur aux mots de la tribu. Den Cult der Vocabel wollte Mallarmé „verfestigen“, angetrieben vielleicht durch seinen Linquisten-Beruf, den er als peinvolle Störung seines edlen Künstlerthums empfand. Er sah in einer solchen Erneuerung, ganz theoretisch, eine Pflege der Intimität selbst der Masse, und versuchte sich in psychologischer Aesthetik, gründlicher als seine deutschen Bekenner. Seine Ueberzeugung war, das Wort des Alltags liefere einen Näherungswert, das Wort der Kunst müsse das Wesentliche geben. Im Gedicht werde es isolirt; es gleite der Zufall von ihm ab, womit es behaftet war. So kristallisierte sich zum reinen Begriff und gehe auf dem durchscheinenden, ätherischen Untergrunde des Verses neue Verbindungen mit anderen Begriffen ein. Mit dem rauschenden Pathos eines Hohenpriesters weihte Mallarmé die Dichtung zum Ausdruck des Nichtwirklichen, Eingebildeten.

Aber er wollte für diese stilisirende Kunst nicht schwächlichen Hall, Blässe und Leere. Wie vor ihm die Parnassiens und manche neben und nach ihm, wollte er aus der subjectiven

Lyrik, die keine Entwicklung mehr versprach, aus ihrem sichtbaren Athmen und der persönlichen Richtung der Rede zu einer neuen, enfterneren und darum tieferen Kunst gelangen. Das ist die objective Kunst, die Stephan George und die Seinen erben. Sie müßte stärker erschüttern, heiligere Perspektiven aufstehen; von ihr gerufen, müßte, in einer Wahrhaftigkeit von Trompeten, „unaussprechlich um ihrer überlegenen Fankare willen“ das Gold hervorbrehen, das sonst verschwiegen und ungekannt sei trotz aller menschlichen Geschwätzigkeit. Diese Wünsche Mallarmé's enthalten ein sehr modernes Kunstprinzip.

Befchränkter ist die Wirkung, die er auf einen nur französischen Wechsel in der Lyrik ausgeübt hat, auf das Schauspiel, das er eine Umwälzung außerhalb des öffentlichen Plages, eine Unruhe des Tempelvorhangs mit bezeichnenden Falten und geringem Einriß, genannt hat. Bei dem Zerbrechen der alten Versmaße, das, ohne es zu merken, am meisten Verlaine vollzog, war Mallarmé kaum mehr als Zuschauer. Sein Sinn für Strenge der Formen, für Gleichmaß des Strophenbaues lag abseits von jener unsicheren Ausdehnung oder Verkürzung des Alexandriners, jener Wahl einfacher Gebichtweisen. So haben auch nach ihm die deutschen Symbolisten den Volkston abzulehnen behauptet. Aber Mallarmé ging auch hier als Theoretiker voran. Er proclamierte als Ergebnis der Wandlung: „Jede Seele ist eine Melodie, die zusammengeklopft werden soll; und dazu sind Geige und Flöte jedes einzelnen“. Daß die Sprache vor Allem Traum und Gesang sei, hat seine bewußte Art zugestanden.

Doch für die Vermählung von Musik und Dichtung ist keine Kunst auf anderen Wegen bedeutsam. Er glaubte, daß das Drama undramatisch durch das Gedicht ersetzt werden müsse. In den „Blättern für die Kunst“ steht ein entsprechender Satz: „Eine Neubelebung der Bühne ist nur durch ein völliges „In-Hintergrund-treten“ des Schauspielers denkbar.“ Auch Mallarmé träumte davon, daß der Vers schließlich die Helden in sich aufnehmen, verkörpern werde. Er verlangte als neue Form des Dramas die scenische Vorführung der Ode mit mehreren Stimmen. Aber er mißtraute der Civilisation, daß sie diesem Kunstbetrieb Saal und Schaubühne je erbauen wolle und könne. Solche Phantasmen sind auch uns Deutschen nicht mehr fremd. Selbst Mallarmé's Ahnungen eines symbolistischen Ballets sind zu uns gedrungen. Die scenischen Mytherien, so begehrte er, sollten die der Menschheit innewohnenden Ideen darstellen, Ideen ohne Zeit und Namen, beziehungslos und allgemein gültig. Er hielt Richard Wagner fern, weil er durch seine Legendenwelt zum klaren französischen Geist nicht passe. Aber er begriff diesen unphantastischen und positivistischen Geist als phantastisch und abstract. Denn mißverständlich war seiner Kunst das Leben um ihn her, und unhold der Symbolismus dem Uebertiefesten.

Die Dunkelheit, die er in Frankreich verbreitete, haben auch wir erfahren, mit ihren Trübungen, aber zugleich mit ihren Enttäuschungen und Entdeckungen. So können diese Worte auf Stéphane Mallarmé als Epilog genommen werden.



Professor Ludwig Fleischner (Gudweis).

Pädagogische Rundschau.

XVII.

(Psychologie und Pädagogik. — Der Reiz des Unterrichtens. — Die Kunst des psychologischen Beobachtens. — Das Gedächtnis. — Somatische Aufnahmen an österreichischen Gymnasien und Realschulen.)

Es ist bekannt, daß die psychologische Forschung auf dem Gebiete der Pädagogik in den letzten Jahren bedeutende Fortschritte gemacht hat. Seit Theodor Gustav Fechner's grundlegenden Untersuchungen über die Abhängigkeitsbeziehungen zwischen der körperlichen und geistigen, physischen und psychischen Welt, die er in seiner Psychophysik niedergelegt hat, und seitdem auf dem hygienischen Congreß in Wien im Jahre 1888 der Arzt und Physiologe Dr. Löwenthal aus Lausanne die Forderung aufstellte, daß eine physiologische Pädagogik zu

lehren sei, da die bisherige Pädagogik auf ganz falschen Wegen wandte, nur Worte an Stelle von Thatfachen und Doctrinen statt der Anschauung biete, sind immer neue Bahnbrecher auf diesem Gebiete entstanden (Ribot, Wundt, Ebbinghaus etc.), die einer innigen Verbindung von Psychologie und Pädagogik das Wort reden.

Um die gewonnenen Resultate auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, ist vor etwa drei Jahren ein Unternehmen in's Leben gerufen worden, dem wir eine Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie*) verdanken, die in der That die wichtigsten Ergebnisse der physiologischen Psychologie in ihrer Anwendung auf die Pädagogik klar legt; Herausgeber der Sammlung sind Geheimer Oberschulrath Hermann Schäfer in Leipzig und Professor Th. Ziehen in Jena, welchen das Unternehmen auch werthvolle Beiträge verdankt. Aus den bisher erschienenen Abhandlungen greifen wir zunächst eine heraus, die sich mit dem Reiz des Unterrichtens beschäftigt. Ihr Verfasser, Dr. Franz Schmidt in Berlin, will eine Untersuchung der Vorgänge geben, die der Unterricht in der Psyche des Lehrers erweckt, an der es bislang gefehlt hat; er will eine Analyse des Reizes unternehmen, der mit der Thätigkeit des Unterrichtens erfahrungsgemäß verknüpft ist. Der Autor spricht zunächst vom Reiz der Mittheilung im Unterricht und weist nach, daß der stoffliche Reiz der Mittheilung nicht nur an der Neuheit des Inhaltes, sondern eben so sehr an seiner Wichtigkeit hängt, weil aller Unterrichtsstoff bloß der Niederschlag einstiger Geistesthätigkeit ist und auch stets in geistige Thätigkeit zurückverwandelt werden kann; deshalb fehlt auch dem elementarsten Unterrichte nicht das Interesse des Lehrenden. Ein weiterer Reiz seiner Berufsarbeit liegt aber für den Lehrer in der Thätigkeit der Ausgestaltung merkwürdiger Persönlichkeiten, ferner in der methodischen Führung des Unterrichtens, der Fragestellung, der Behandlung der Antworten, dem Maße und der Art der Wiederholung, den Strafen und Ermahnungen und allen jenen Momenten, die in einem wohlorganisirten Unterrichte genau bestimmt und erwogen sein müssen. Es kommt überdies noch der Umstand hinzu, daß sich des Lehrers, wofür er seine Unterrichtsthätigkeit zweckmäßig auszugestalten versteht, eine Art von Herrschaftsgefühl bemächtigt, das, mit dem Reize des Unterrichtens vereint, das pädagogische Selbstbewußtsein des Unterrichtenden stärkt und ihn stets neue Hoffnungen für das Gelingen seines Erziehungswerkes schöpfen läßt; zu diesem Herrschaftsgefühl tritt auch noch jenes der Ueberlegenheit über seine Schüler, das übrigens eine selbstverständliche Bedingung seiner Thätigkeit bildet. Dr. Schmidt betont dann noch den besonderen Reiz des Klassenunterrichtens, spricht von dem verjüngenden Einflusse, den der Umgang mit der Jugend im Geolge hat, weil uns „das Kind eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen darstellt“, und kommt zu dem Schlusse, daß aller Reiz, den der Lehrer im Unterrichten empfindet, in dem Grundgefühl einer Erweiterung des eigenen Selbst, einer Ausdehnung des Geltungsbereiches seiner Persönlichkeit, in der Lust, auf andere Menschen bestimmend einzuwirken, liege; dies aber nicht etwa im Sinne rohen Herrschens, das in sich selbst Ziel und Befriedigung sucht, sondern im Dienste der letzten sittlichen Zwecke der menschlichen Gesellschaft.

Ein anderes Heft der Sammlung behandelt die Kunst der psychologischen Beobachtung. Der Verfasser, Dr. Oscar Altenburg, Director des königlichen Gymnasiums zu Wohlau, behandelt darin eine solche Menge praktischer Fragen der pädagogischen Psychologie, daß man fast verjucht wäre, das Nüchlein von amtswegen jedem Lehrer einhändigen zu lassen. Er spricht von dem Fleiße, vom Wissen und Können der Schüler als von dem Ergebnis eines Processes, dessen Entwicklung sich zusammensetzt aus dem Inhalte und der Art aller Einwirkungen auf die Seele des Jünglings, von der Begabung desselben und den individuellen Besonderheiten, welche die tägliche Praxis der Schule mit Rücksicht auf die verschiedenartige Begabung der Schüler zeigt — „der Mathematiker befreit gar oft

*) Berlin, Neuther & Reichard.